

GUNNAR DECKER



ZWISCHEN DEN ZEITEN

DIE SPÄTEN JAHRE DER DDR



aufbau

GUNNAR DECKER



ZWISCHEN DEN ZEITEN

DIE SPÄTEN JAHRE DER DDR

a

aufbau

Über das Buch

Ein neuer Blick auf die DDR der 80er Jahre.

Die Biermann-Ausbürgerung hatte die DDR-Gesellschaft 1976 in eine Melancholie gestürzt, aus der sie 1985 mit Michail Gorbatschow erwachte. Jetzt kehrte die Utopie zurück. Vor allem Intellektuelle, Künstler und Aussteiger aller Art lebten sie. Dem westlichen Siegerblick nach 1990, der die Geschichte der Ostdeutschen bis heute dominiert, entgeht zumeist dieser Emanzipationsprozess, der lange vor 1989 einsetzte. Umso mehr scheint hier eine Korrektur nötig: die Aneignung der eigenen – höchst widersprüchlichen – Geschichte durch die Akteure dieser Geschichte.

»Brilliant und unterhaltsam erzählt.«, FAZ über »1965. Der kurze Sommer der DDR«

Über Gunnar Decker

Gunnar Decker, 1965 in Kühlungsborn geboren, wurde in Religionsphilosophie promoviert. Er lebt als Autor in Berlin, veröffentlichte vielfach gelobte Biographien unter anderem zu Hermann Hesse, Gottfried Benn und Franz Fühmann

sowie das Geschichtsbuch »1965. Der kurze Sommer der DDR«. 2016 wurde er mit dem von der Berliner Akademie der Künste verliehenen Heinrich-Mann-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschien »Ernst Barlach - Der Schwebende. Eine Biographie.«

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Gunnar Decker

Zwischen den Zeiten

Die späten Jahre der DDR

 aufbau digital

Meiner Frau Kerstin, der besten Ratgeberin

*»... wir alle hatten uns an diesen Zustand zwischen
Hoffnung und Hoffnungslosigkeit gewöhnt.«*

Christa Wolf Sommerstück



Der Jahrhundertsritt, Wolfgang Matheuer

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Newsletter

Prolog

Die Zeit der großen Beerdigungen

Dostoprimschatelnosti

Drei tote Generalsekretäre

Ungeliebte Ökonomie

Der preußische Ikarus

**Der Beginn vom Ende: Die Biermann-Ausbürgerung
im November 1976**

Erwin Strittmatters *Wundertäter III* als

»Sprengstoff«

**Maxie Wander interviewt zweifelnde Frauen: *Guten
Morgen, du Schöne***

Monika Marons *Flugasche* über Bitterfeld

Ingrid Mittenzwei, Bernhard Heisig und Stephan

Hermlin gehen auf die Suche nach der

sozialistischen Nation und rückversichern sich bei

Luther, Friedrich II. und Bismarck

Der Laie und der Professor: Günter de Bruyns

Märkische Forschungen

Eine Autonomieerklärung: Christine Wolters *Die*

Alleinseglerin

Schwarzsehen und Weitblick

Die Ausschlüsse aus dem Berliner

Schriftstellerverband von 1979

Kassandra als Schwester im Geiste

Der rettende Teufel in Bulgakows *Der Meister und*

Margarita

Romantik als Fluchtweg? Christa Wolfs *Kein Ort.*

***Nirgends* und *Sommerstück*, Peter Hacks versus**

Franz Fühmann und Stephan Hermlin

Bonjour Tristesse: Sergej Dowlatows *Der Koffer* als

Spiegel der Breschnew-Ära

Jurek Becker im Niemandsland: *Schlaflose Tage* und

Aller Welt Freund

Die Frage nach der Wahrheit im eigenen Leben und

in der Geschichte: *Der fremde Freund* und *Horns*

***Ende* von Christoph Hein**

Vorgezogenes Resümee: Christa Wolfs *Was bleibt*

Wolfgang Mattheuers negative Inselutopie *Was*

nun?

Andrej Tarkowski trifft Ulrich Weiß. Meditationen

über die »Zone«

Reue und Renitenz

»Schwerter zu Pflugscharen.« Vom Umschmieden

Gorbatschow ist anders

Familiäre Urszenen der Perestroika: Woher

Gorbatschow kam

Die große Chance, dem Ekel vor der Politik zu entkommen

Prohibition als falsches Signal

Gorbatschow - Realist und Utopist zugleich

Die Katastrophe von Tschernobyl

Tengis Abuladses Film *Die Reue* als mythisches Herz der Perestroika

Keine »Reue« in der SED-Führung

Daniil Granin über das Drama der Genetik in der Sowjetunion: *Sie nannten ihn Ur*

Tschingis Aitmatow zwischen Mythos und Science-Fiction: *Der Tag zieht den Jahrhundertweg*

Prometheus verlässt den Raum

Perestroika-Folgen in der DDR. Christoph Heins Rede gegen die Zensur auf dem X.

Schriftstellerkongress 1987

Die Katastrophen der Welt rücken näher: Christa Wolfs *Störfall*

Dean Reed - Ein Amerikaner in der DDR

Die Kunst der Erinnerung: Granins *Die Spur ist sichtbar noch* und *Das Gemälde*

Volker Braun oder die Frage des Übergangs: Der *Hinze-Kunze-Roman*

Christoph Hein probt die Aussteigerperspektive: *Der Tango-spieler*

Die Helden von gestern in Christoph Heins Drama *Die Ritter der Tafelrunde*

Umkämpfte Utopie. Wie der Streit um Ernst Bloch und Friedrich Nietzsche in der *Sinn und Form* ausgetragen wurde

Flüstern und Schreien

Reformer und Verweigerer. Rudolf Bahros *Die Alternative*, das »Sozialismusprojekt« und die »Umweltbibliotheken«

Magie des einfachen Lebens: Andreas Dresens Film *Gundermann*

Gegen den Industrialisierungswahn: Valentin Rasputins *Abschied von Matjora* und *Der Brand*

Klaus Gysi - Dandy und Funktionär

Ein Abgesang. Alfred Wellms *Morisco*, der wohl unbekannteste große Roman der späten DDR

Frank Castorf und Alexander Lang blicken in die Schatten der Revolution

Georg Seidel demoliert den Mythos vom herrschenden Arbeiter

Helga Paris zum Beispiel. Fotos aus den späten Jahren der DDR

Werner Tübke verschwindet im »Welttheater«

Der Fotograf Roger Melis. Von Friedrichshagen nach Paris

Michail Schatrows *Weiter, weiter, weiter* und der Aufstand der Orthodoxie

Thomas Heise auf der Suche nach Heimat

Underground: Die Punkszene oder der Wille zum Augenblick

Konrad Wolfs *Solo Sunny* und Markus Wolfs *Die Troika*

Mit der Einheit endet eine Freundschaft: Sarah Kirsch und Christa Wolf entzweien sich

Franz Fühmann streitet für junge Poeten und sitzt im Bergwerk fest

Walter Jankas *Schwierigkeiten mit der Wahrheit* als geistiges Signal der Wende

Heiner Müllers letzte Szenen zur DDR:

Wolokolamsker Chaussee

Epilog

Anmerkungen

Verzeichnis der verwendeten Literatur (Auswahl)

Personenregister

Impressum

Prolog

Jahrhundertschritt trifft Wendegeist von 1985

»Vielleicht lohnt es nicht«, sagte ich. »Wozu die bösen Geister wecken?« - »Wir wollen sie wecken«, sagte sie fest. »Sonst bleibt alles nutzlos. Wozu wäre ich denn hergekommen? Ich muss doch meine Reise rechtfertigen.«

Daniil Granin, *Die Spur ist sichtbar noch*

Gehen wir im Folgenden auf eine Zeitreise durch die späte DDR. Die Biermann-Ausbürgerung hatte 1976 die Gesellschaft in wütende Melancholie gestürzt, aus der sie mit dem weltpolitischen Auftritt Michail Gorbatschows 1985 erwachte, sich gleichsam erstaunt die Augen reibend. War das möglich?

Jetzt kehrte auch die Utopie zurück. Vor allem Intellektuelle, Künstler und Aussteiger aller Art lebten sie und stritten dabei mit der eigenen Skepsis. War dieser Sozialismus überhaupt noch reformfähig?

Aus der Sowjetunion kam ein neuer Geist, der nicht nur in Werke der Literatur, des Films, des Theaters und der Bildenden Kunst einzog, sondern auch eine neue Haltung

bei nicht wenigen prägte – jene Einübung in den aufrechten Gang, von der Ernst Bloch sprach.

Dem westlichen Siegerblick nach 1990, der die Geschichte der Ostdeutschen bis heute dominiert, entgeht zumeist dieser Emanzipationsprozess, der lange vor 1989 einsetzte. Umso mehr scheint hier eine Korrektur nötig: die Aneignung der eigenen – höchst widersprüchlichen – Geschichte durch die Akteure dieser Geschichte.

Mit seiner Skulptur *Der Jahrhundertstritt* zeigt Wolfgang Mattheuer das 20. Jahrhundert einer immensen Gefahr ausgesetzt. Wie der von Max Ernst geschaffene *Hausengel* (ein übles Trampeltier) alles niedertritt, was zu seinen Füßen wächst, so hinterlässt auch dieser im Stehschrittmodus voranstürmende Bewegungsautomat eine Schneise der Verwüstung.

Entstanden 1984, wurde er auf der X. (und letzten) Kunstausstellung der DDR in Dresden von Oktober 1987 bis April 1988 gezeigt. Es gibt Fotos vom Ausstellungsbesuch der SED-Parteispitze um Erich Honecker – auffallend, dass sie gleichsam einen Sicherheitsabstand zum *Jahrhundertschritt* beibehielten, ihn nur aus der Distanz betrachteten.

Tatsächlich geht von der Skulptur eine Gefahr aus, denn sie scheint nur aus Extremitäten zu bestehen. Das stehschrittartig nach vorn geworfene rechte Bein wird zur

Waffe, der man sich besser nicht in den Weg stellt. Dazu kommt der rechte nach vorn oben gereckte Arm.

Ein Mensch geht so nicht. Welch aggressiver Ausfall der Extremitäten, hier wird nur blindwütig voranmarschiert. Doch wozu und mit welchem Ziel? Die Hand spitz wie ein Dolch – das hat man als Hitlergruß interpretiert. Mit dem linken, rechtwinklig gebeugten Bein verbindet sich der linke, ebenfalls rechtwinklig gebeugte Arm, dessen Hand zur Faust geballt ist. Zeigt er den Rotfrontkämpfergruß?

Man kann den *Jahrhundertschritt* auf diese Weise ansehen, faschistische Ideologie trifft auf kommunistische Ideologie. In einem überaus reduzierten (ausgelaugten) Körper gehen sie ineinander über – nur ein kaum wahrnehmbarer, fast spinnenartiger Kopf sitzt stecknadelgleich auf dem Rumpf. Welch Inbegriff des Totalitären, das alle Kultur, jeden Humanismus mit seiner Militanz von innen heraus zerrissen hat.

Mir erscheint diese Sichtweise allein jedoch nicht ausreichend. Denn dieses gehetzt wirkende Wesen ist auch ein Fluchttier, jedoch ein aggressives. Es ähnelt Graf Dracula in Murnaus Stummfilmadaption. Ein »Nosferatu«, ein Untoter, der, einem Zwischenreich aus Leben und Tod entsteigend, sein Unwesen treibt. Über sein Handeln bestimmt er längst nicht mehr selbst. Niemand ist unfreier als er, der flüchtend immer nur angreift.

Die gegensätzlichen Ideologien, die ihn okkupieren, machen ihn zum kopflosen Gespenst im Vernichtungsfuror. Eine jener Furien der Vernichtung, wie sie durch die Geschichte rasen – ein mythologisches Untier.

Hier geht es um den Verlust jener Mitte, die den Menschen erst zum Träger der Geschichte, zum Gestalter der eigenen Zukunft qualifiziert. Mattheuer selbst sah in dieser Albtraumfigur die Absurdität verkörpert, die im »Zwiespalt zwischen sehnsüchtigem Geist und enttäuschender Welt« (Albert Camus) liegt. Dies hier ist also eine Endzeitfigur, Sinnbild einer aus den Fugen geratenen Welt. In den Schützengräben des Klassenkampfes wurde diese aggressive Kreatur erzeugt. Ein liebloser, geistloser, seelenloser Feindbildfetischist. Mattheuers bitteres Fazit: »Kein Versuch der Selbstfindung gelingt mehr.«¹

Ist das von dem Anspruch der DDR in ihrer Frühzeit übriggeblieben, den Abgrund, der zwischen einem barbarischen Gestern und einer lichtvollen Zukunft liege, nicht mit vielen kleinen, sondern mit einem einzigen großen – einem Jahrhundertschritt! – zu übersteigen?

Vergleiche ich Mattheuers grotesken *Jahrhundertschritt* von Mitte der achtziger Jahre, entstanden in einer Zeit wahnsinniger atomarer Hochrüstung zwischen den feindlichen Militärblöcken, mit Fritz Cremers *Der*

Aufsteigende von Mitte der sechziger Jahre, dann fällt mir auf, dass die innere Dynamik des halb steigenden, halb fallenden Aufsteigenden sich in geradezu hysterisch übersteigter Form im *Jahrhundertschritt* wiederfindet. Doch nun von jeder menschlichen Substanz entleert, eine hochtourig arbeitende Maschine.

Da ist keine Hoffnung mehr in Szene gesetzt, es droht vielmehr das Ende der menschlichen Zivilisation. Gibt es noch Rettung, ein befriedendes Ende der atomaren Hochrüstungsspirale zwischen Ost und West?, so fragte nicht nur ich mich damals. Im Ganzen schienen die Sinnzusammenhänge zerbrochen, die scharfkantigen Splitter aber blieben dem Einzelnen zur weiteren Verwendung überlassen.

Ein Satz aus Fernando Pessoa's *Das Buch der Unruhe* lässt mich nicht los: »Ich wurde zu einer Zeit geboren, in der die Mehrheit der jungen Leute den Glauben an Gott aus dem gleichen Grund verloren hatte, aus welchem ihre Vorfahren ihn hatten - ohne zu wissen warum.« Warum verliert man einen Glauben aus den gleichen Gründen, aus denen dieser sich - bei einer anderen Generation - einst speiste?

Natürlich braucht der Glaube, woran auch immer, keine plausiblen Gründe. Es ist wie mit der Liebe, entweder ist sie da oder nicht. Diese immer wieder neu herzustellende Balance von Glaube und Skepsis in uns konstituiert das,

was man Biographie nennt. Sie bleibt dabei ein Teil der Jahrhundertgeschichte, die sie gleichermaßen trägt und bedroht. Eine paradoxe Situation, der der Einzelne nicht entkommt.

Man darf nicht vergessen, dass die Sowjetunion und ihre sogenannten Satellitenstaaten, darunter auch die DDR, Realisierungen einer großen humanistischen Idee waren, die letztlich im Christentum wurzelt. Alle folgenden großen Emanzipationstheorien der Neuzeit, von den französischen Enzyklopädisten über die utopischen Sozialisten, den klassischen Idealismus bis hin zu den Junghegelianern, führten geradewegs zu Karl Marx und Friedrich Engels und von da zu Lenin und der Oktoberrevolution. Das Muster christlicher Heilsgeschichte, der vorbestimmte Weg zum Reich Gottes (der über das Jüngste Gericht führt) kehrte in der Theorie des Kommunismus wieder: Der Weg ins Reich der Freiheit führt durch eine Reihe von Klassenkämpfen. Bevor es für immer schön und friedlich ist, wird es noch mal richtig hässlich und militant. Die Idee verwandelt sich auf diesem Weg durch das »dunkle Loch der Praxis«, wie es Ernst Bloch formulierte, unweigerlich in Ideologie – nach Marx einem verkehrten Bewusstsein.

Die Märchen, so hatte der kluge Franz Fühmann in den fünfziger Jahre in aller unschuldigen Euphorie geglaubt, würden im Kommunismus wahr werden. Aber die

Bindungskräfte dieser Heilsgeschichte, der Glaube an den verheißenen »neuen Menschen«, an die glückselige Zukunft vor uns, für die man das Elend der Gegenwart erdulden muss, ließen immer mehr nach.

Auf die Frage: Lohnen die Opfer, die wir einer ungewissen Zukunft bringen, denn überhaupt?, begannen in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nicht nur immer mehr Künstler und Intellektuelle, sondern auch eine jüngere Generation immer häufiger mit »Nein« zu antworten.

Von der Utopie eines herrschaftsfreien Raumes, in dem man ebenso demokratisch wie sozialistisch miteinander umgeht, schreibt Stefan Heym 1984 in *Schwarzenberg*, einem Buch, das in der DDR nicht erscheinen durfte. Es nimmt eine tatsächliche Begebenheit vom Mai 1945 zum Anlass. Der um das erzgebirgische Aue gelegene Landkreis Schwarzenberg ist für einige Wochen ohne Besatzungsmacht. Russen und Amerikaner haben ihn offenbar vergessen, ahnen nichts vom hier verborgenen Uran, wegen dem dann bald ein anderer Staat im Staate, die »Wismut«-AG, unter sowjetischer Aufsicht entstehen sollte. Unmittelbar nach der Befreiung gründen hier Antifaschisten verschiedenster Couleur in Eigenregie die »Republik Schwarzenberg«, ein Gebilde jenseits der Großmächte und ihrer Machtpolitik.

Der Roman wirkt wie ein visionärer Fingerzeig auf jene 89er-Herbstwochen in der DDR, als die Utopie eines demokratischen Sozialismus Gestalt annahm. Aber dann war der Augenblick gelebter Freiheit auch hier – wie in Schwarzenberg 1945 – schon wieder vorbei, zum »Nicht-Ereignis« degradiert: »Die Republik Schwarzenberg ist nicht mehr auffindbar. Selbst das Gebiet, das einst zu ihr gehörte, ist aufgeteilt worden. Fast scheint es, als hätten gewisse Personen ein Interesse daran gehabt, alles Gedenken an sie auszulöschen, so als wäre diese Republik, geleitet von wohlmeinenden und ehrlichen Leuten, keiner von ihnen hat sich in jenen Hungertagen auch nur um eine Krume Brot bereichert, etwas Schlimmes gewesen, ein Art Krankheit, eine Pestbeule, die man ausbrennt.«²

Oder gab es in den gesamten achtziger Jahren in der DDR mehrere solcher verborgenen Schwarzenberg-Republiken? »Stirb nicht im Wartesaal der Zukunft« hieß ein Slogan der Punkbewegung der achtziger Jahre, die sich für den DDR-Sozialismus als solchen nicht mehr interessierte. Sie wollte selbsteroberte Freiräume mit Leben erfüllen, egal womit, aber hier und jetzt: mit Musik, Malerei, Töpferei, Modedesign oder Kommune-Experimenten. Es war die Stunde der »genialen Dilettanten«, die für sich das im Kleinen lebten, woran sie im Großen nicht mehr glaubten: das Versprechen einer nichtentfremdeten Existenz. Und

auch nicht in dieser Szene beheimateten Künstlern und Intellektuellen war Nietzsches Vision eines »Klosters für freie Geister« nah – die Autonomie des Geistes, die gemeinsam zu verteidigen (oder auch erst zu erlangen) als höchstes Ziel erschien. Geist traf auf Ideologie, manchmal sogar in einer einzigen Person, die dann schmerzhaft Metamorphosen durchlief. Ganz am Ende der DDR, als der Anschluss an die Bundesrepublik kurz bevorstand und die D-Mark bereits Zahlungsmittel geworden war, wurde – in diesem Geiste, aber auch schon als postmoderne Spielmarke – in Dresden Neustadt die »Bunte Republik Neustadt« gegründet. In der Parodie auf Modrow- und de-Maiziere-Regierung lebte ein echter Utopie-Funke weiter. Schilder markierten das Territorium: »Hier beginnt die freie Republik Neustadt.« In der »ordentlichen provisorischen Regierung«, die gegründet wurde, gab es einen »Monarchen ohne Geschäftsbereich«, Minister für Wehrkraftzersetzung und »Pfuinzen und andere Kirchenfragen«, »Unkultur und Unterseeboote«. Währung war die »Neustadtmark«. Man forderte den Anschluss an den Vatikan. In dieser Burleske auf den 89er-Herbst und den darauf folgenden Vereinigungsprozess lebte eine Volkssouveränität weiter, die provokant mit erfahrenen Kränkungen und Ohnmachtsgefühlen angesichts der neuen Realitäten – die sie nicht gewollt hatten – spielte.

Im Folgenden also geht es um eine Zeitreise, in der sich Persönliches der Weltgeschichte aussetzt. Genauer, um die achtziger Jahre in der DDR und der Sowjetunion. Eine Endzeit, in der meine Generation den Glauben an den Sozialismus verlor, um ihn 1985 mit Gorbatschows »Perestroika« auf andere, sehr viel klarer blickende Weise für kurze Zeit wiederzufinden. Dann dominierte erneut die Skepsis. Wohin ging die Reise? Pessoa warnt: »Wenn das Herz denken könnte, stünde es still.«³ Vielleicht aber steht es ja nur für den Bruchteil einer Sekunde still, stolpert über etwas, von dem man erst noch herausfinden muss, was es ist.

Der Versuch, das sich anbahnende Ende der DDR zu verhindern, misslang. Gewiss aber gehören die Korrekturversuche Einzelner mit zu dieser Geschichte, auch wenn sie deren Verlauf im Ganzen nicht mehr ändern konnten. Der Zeitpunkt dafür war längst verpasst. Dennoch scheint vieles von dem, was sich in den letzten Jahren der DDR in allen Lebensbereichen vollzog, mit dem Begriff Agonie nur unzureichend beschrieben.

Die Verhältnisse wurden unübersichtlicher. Es gab viele Milieus (mehr als bloße Nischen), in denen man unter sich das lebte, was in der Gesellschaft blockiert schien. Die Utopie machte sich klein, war aber immer noch da.

Vieles wurde mit dem Ende der DDR an Entwicklungslinien mitsamt Gedanken, Ängsten und Träumen gekappt und vom sich siegreich globalisierenden Kapitalismus, der sogleich das »Ende der Geschichte« ausrief (so der Titel eines 1992 erschienenen Buches von Francis Fukuyama), aus dem eigenen Kanon aussortiert und zu wertlosem Abfall erklärt. Doch die Geschichte hat die Angewohnheit, lang zu sein. Der Westen hatte den Kalten Krieg, der Anfang der achtziger Jahre an der Schwelle zum heißen (Atom-)Krieg stand, zweifellos gewonnen, er war der Sieger der Geschichte.

Selbst linksliberale Köpfe wie Jürgen Habermas gerieten angesichts dieses Befundes in einen Zustand trunkener Hybris und sprachen gleichzeitig von der ungerechten »Unterwerfung« und der »nachholenden Revolution« des Ostens, von dem sie – wie sie gern und offen zugaben – keine Ahnung hatten, für den sie sich nie interessierten. Aber eines war für sie fraglos: Das aufklärerisch-liberale Denken komme allein aus dem Westen, im Osten wohne die Despotie, die gesellschaftliche Rückständigkeit!

Das wurde dann auch zur intellektuellen Nachwendeprogrammatik. Für den Widerspruch einiger Ost-Intellektueller wie Christa Wolf, Volker Braun, Heiner Müller oder Friedrich Dieckmann zeigte man sich taub. Die Antwort von Christa Wolf am 7. Dezember 1991 auf einen Brief von Jürgen Habermas vom 26. November 1991, der im

Grunde nur wieder eine demütigende Maßregelung mehr war, klingt bis heute nach. Habermas hatte in seinem Brief an Christa Wolf geschrieben: »Diese Westorientierung hat keine Verkrümmung der deutschen Seele bedeutet, sondern die Einübung in den aufrechten Gang.«⁴

Des Weiteren wiederholte er seine Einschätzung, dass die Zerstörung der fortschrittlichen Idee des Sozialismus durch den real existierenden Sozialismus »für die geistige Hygiene in Deutschland« fataler gewesen sei als das Erbe des Nationalsozialismus. In dieser Optik war der Osten somit wiederum im Zustand der Unmündigkeit angelangt, ein Objekt der Beaufsichtigung und der Umerziehung. Und das keine zwei Jahre nach dem Aufstand des mündigen Bürgers im Herbst 89!

Folgt man dieser Logik heute, dann muss man den »aufgeklärten« Westen nur immer weiter in den Osten ausdehnen, derzeit ist er bis an die Ostgrenze der Ukraine gekommen. Aber ist das klug, ist es erfahrungstief? Christa Wolfs eher freundlich-moderat formulierter Einspruch gegen diese pauschale Gleichsetzung von Westen und Freiheit verhallte ungehört: »Dabei berufen Sie sich auf die geistigen Anstöße, die Sie aus dem Westen, aus dem Geist der Aufklärung erfahren haben. Der Osten hat auch geistig für Sie keine Rolle gespielt: Könnte darin doch auch eine Verengung liegen?«⁵ Fortan glich der Osten dem Igel, an dem sich die Schlange verschluckt hat.

Klaus Schlesinger (neben Ulrich Plenzdorf und Jurek Becker 1976 einer der energischsten Protestierer der jüngeren Generation gegen die Biermann-Ausbürgerung), der ab 1980 mit einem Dauervisum in Westberlin lebte, schrieb 1993 in dem Aufsatz »Sehnsucht nach der DDR?«: »Die Wahl zwischen BRD und DDR war mir immer schon vorgekommen wie die Wahl zwischen Pest und Cholera. Oder zwischen der luxuriösen und der gemütlichen Grube. Was soll ich für einen Grund haben, der einen nachzuweinen oder die andere zu feiern? In beiden Ländern ist es mir bekleckert genug gegangen, und ich sehe nicht ein, warum ich die paar Freuden, die ich natürlich auch hatte, den Systemen zuschlagen soll. Am besten ging es mir, wenn ich den beiden deutsche Staaten den Rücken kehrte, ob nun Richtung Krakow, Budapest oder Paris.«⁶

Nur der Trotz sei es, der ihn dazu herausfordern könne, »ein paar Sätze über die verschwundene DDR zu sagen«. Trotz all jener westlichen Bescheidwiser, von denen die Ehrlicheren immerhin zugeben würden, dass die Sahara sie mehr beschäftigt habe als der Osten Deutschlands, die Einheit Deutschlands sei eine »Geldheirat« gewesen, mehr nicht. Der »Tatbestand der Vergewaltigung in der Ehe« scheine ihm erfüllt. Was jetzt allein noch helfen könne? Dass der Westen die moralische Größe aufbringe, die DDR noch einmal völkerrechtlich anzuerkennen: »Sozusagen

postum, und mit allen Konsequenzen. Das könnte den Leuten, die im Osten geblieben sind, vielleicht das wiedergeben, was ihnen tagtäglich genommen wird: ihre Geschichte.«⁷

Auch darum will sich dieses Buch dem voreilig Begrabenen, das auf unheilvolle Weise umhergespenstert, wieder zuwenden. Denn vielleicht ist auch ein Stück Zukunft mit begraben worden? Geschichte, wusste Walter Benjamin, verheißt nicht eine bessere Zukunft, sondern die Erlösung von der Vergangenheit. Damit beginnt Christa Wolf, einen Satz von William Faulkner aufnehmend, ihre *Kindheitsmuster*: »Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.«⁸ Aber das geht eben nie auf Dauer.

Irgendwann bricht das lang Zurückgestaute wieder hervor.

Wer kommt zu früh, wer zu spät? Und wann ist er da, der richtige Augenblick? Die dem Staatsuntergang atmosphärisch vorauseilende Melancholie der Vergeblichkeit, die Erosion der Verhältnisse, war in den achtziger Jahren der DDR unter Autoren, Malern und Regisseuren stilprägend geworden.

Doch 1985 passierte das Unerhörte. Die dämmerig-romantische Untergangsszenerie wurde plötzlich von jenem hellen Hoffnungsfunken erleuchtet, der von dem